

Holzer und Michael Sengl empfehlen, der der Frage nach der Glaubwürdigkeit von Informationen nachgeht; oder den Text *Schlechte Nachrichten: „Fake News“ in Politik und Öffentlichkeit* von Romy Jaster und David Lanius, der die zahlreichen Mechanismen der Desinformationskrise zusammenfasst und einen guten Überblick über das Geschehen in kompakter Form bietet; und nicht zuletzt den Beitrag, der wohl am tiefsten in die epistemologischen Implikationen von Wissen als sozialer Kategorie vordringt, nämlich *„Fake News“: neue Bedrohung oder alter Hut? Grundlagen für ein Strategisches Diskursmanagement* von Julian Hajduk und Natascha Zowislo-Grünewald.

Doch auch in seiner Gänze fällt der Band sehr lesenswert aus, weil er sein Versprechen hält, den Stand der Forschung zu dieser wichtigen und dynamischen Problemstellung zusammenzufassen, dazu zahlreiche empirische Daten liefert, die dabei helfen, ein Gesamtbild des Problemzusammenhangs zu erstellen. Was ist der „hostile media“-Effekt, liegt die Zukunft des Journalismus im „gate advising“, und was meint der Begriff des „dark social“? Haben wir es mit einem neuen Zeitalter der Propaganda zu tun? Was macht Falschinformationen so attraktiv und auf welchen Mechanismen fußen ihre Verbreitung und Wirkung? Am Ende der Lektüre bleibt der Eindruck dichter und hilfreicher Informationen und ein besseres Verständnis dafür, was da zurzeit in unserer Informations- und Medienumwelt gerade vor sich geht.

Daher sei die Lektüre all jenen empfohlen, die sich angesichts der Konjunktur von „fake news“, „alternativen Fakten“, „post truth“ und der Konjunktur von Verschwörungstheorien und digitaler Propaganda aller Art einen Überblick verschaffen wollen – und vor der Lektüre originär sozialwissenschaftlicher Texte nicht zurückschrecken.

Wie gefährlich diese Phänomene sind, können wir längst am Weltgeschehen ablesen, egal ob beim Sturm auf das US-Kapitol, im Kontext der Radikalisierung extremistischer Attentäter oder in der Desinformationsschlacht rund um den Angriffskrieg auf die Ukraine. Die langfristige Bedrohung dieser Entwicklungen liegt in der Polarisierung und Spaltung gesellschaftlicher Verhältnisse, im Auseinanderdriften handlungsanleitender Wirklichkeitsvorstellungen. Denn eins ist gewiss: Wer einer demokratischen Gesellschaft die gemeinsame – wie auch immer aushandlungsbedürftige und stets fragile – Wirklichkeit entzieht, raubt ihr die Grundlage, auf der sie fußt. Egal ob dieser Zusammenhang als Desinformationskrise, „fake news“, „post truth“ oder sonstwie titulierte wird: Es geht um die Zukunft freiheitlicher Demokratien.

Prof. Dr. Marian T. Adolf

2.

Stefan Kanis/Steffen Zdun/Daniela Krause/Wilhelm Heitmeyer:
Jugendliche: Realitätskontrolle und Gewalt. Soziale Desintegration und Imbalance von Kontrolle. Wiesbaden 2020: Springer VS.
315 Seiten, 59,99 Euro

Realitätskontrolle und Gewalt bei Jugendlichen

Die Frage, wie gewalttätiges Handeln bei Jugendlichen entsteht, beschäftigt die Wissenschaft schon lange. Die Autor*innen versuchen sich an einem neuen Ansatz, der zwei theoretische Modelle miteinander verbindet, diese anschließend operationalisiert, um eine Mehrmethodenstudie mit Schüler*innen durchzuführen. Die beiden Theorien, die miteinander verknüpft werden, sind die Theorie Sozialer Desintegration (TSD) und die Control Balance Theorie (CBT). „Die TSD zielt darauf ab, Gewalt durch soziale Erfahrungen zu erklären. Es erscheint sinnvoll, diesen Ansatz durch die CBT zu erweitern, indem situative Interpretationen dieser Erfahrungen im Hinblick auf Realitätskontrolle damit verbunden werden, um eine Kontrollbalance zwischen Kontrollüberschuss einerseits und Kontrolldefizit andererseits in diesen sozialen Erfahrungen in unterschiedlichen Lebensbereichen zu erreichen. Daraus ergibt sich die zentrale These der Untersuchung: Soziale Desintegrationserfahrungen im Zusammenhang mit der Wahrnehmung der Imbalance von Kontrolle vergrößern die Gefahren devianten und gewalttätigen Verhaltens“ (S. 2). Für die Jugendlichen geht es um Realitätskontrolle. Die kann ausgeglichen sein, indem sich Kontrolle über andere und durch andere die Balance halten. Kommt es zu einem Ungleichgewicht, tendieren die Jugendlichen, so die Theorie, zur Delinquenz (vgl. S. 20ff.). Das delinquente Handeln wird ausgeführt, um die Kontrolle über Beziehungen oder die Situation wiederzuerlangen, und ist mit dem Wunsch nach Anerkennung verbunden.

Die empirische Studie wurde mithilfe eines Mehrmethodenansatzes realisiert. Eine quantitative Befragung mit 1.912 Schüler*innen im Alter von 13 bis 19 Jahren „aus der neunten Stufe in vier Schultypen (Gymnasium, Realschule, Gesamtschule und Hauptschule“ (S. 32). In der Auswertung wurden die Schüler*innen aufgrund gemeinsamer Merkmale zu „latenten Klassen“ (S. 51ff.) – wie es in der Studie heißt – zusammengefasst. Darüber hinaus wurde eine qualitative Studie mit 40 Jugendlichen und mit zehn Expert*innen durchgeführt.

Hier ist nicht der Platz, um die sehr detaillierten Ergebnisse ausführlich darzustellen. Nur so weit: Es ergaben sich drei Klassen. Die Klasse 1 zeichnet sich durch sichtbare Desintegration, geringe Realitätskontrolle und auffällige Gewalteinstellungen aus; Klasse 2 durch eine gefährdete Integration, eine unsichere Realitätskontrolle und ebenfalls auffällige Gewalteinstellungen; Klasse 3 durch eine gelungene Integration, eine ausbalancierte Realitätskontrolle und unauffällige Gewalteinstellungen (vgl. S. 55). Die Jugendlichen der Klasse 1 weisen „teilwei-

se ein gestörtes Vertrauensverhältnis zu ihrer Familie auf“ (S. 190). Diese Schüler*innen stehen Gewalt nicht ablehnend gegenüber. Eine Minderheit der Jugendlichen aus den drei Klassen ist selbst Opfer physischer Gewalt. „Gewaltopfer zu sein, führt somit bei Jugendlichen aller drei Klassen zu aktiver Gewaltanwendung – jedoch mit unterschiedlicher Stärke“ (S. 205). Allerdings trifft dies nicht auf Mobbing zu (vgl. S. 206). Insgesamt zeigt sich, dass es bei den Jugendlichen aller drei Klassen eine ganze Bandbreite von Verhalten gibt, wie mit schwierigen Situationen umgegangen werden kann. Gewalt spielt dabei nur eine geringe Rolle.

Die Autor*innen betonen besonders die Rolle der Familien. Während zerrüttete Verhältnisse zu permanenten Konflikten und manchmal zu Gewalt führen können, gibt es auch Familienverhältnisse, die von Miteinander und Wertschätzung geprägt sind. „Solche familiären Bedingungen helfen dann, Probleme in anderen Lebensbereichen abzufedern beziehungsweise begünstigen Lebensverläufe, in denen dies weniger nötig ist“ (S. 260). Zusammenfassend stellen die Autor*innen fest: „Je stärker die soziale Desintegration und je geringer ein ausgeglichenes Kontrollerleben durch Selbst- und Fremdkontrolle in den verschiedenen Sozialisationsfeldern, desto häufiger treten körperliche und auch psychische Gewalt-handlungen auf“ (S. 267). Die Stärke der Studie (und des Buches) liegt darin, die Ursachen für Gewalt von Jugendlichen in einem komplexen Geflecht von institutionellen, sozialstrukturellen, moralischen und persönlichen Bedingungen zu sehen. Im Mittelpunkt stehen die befragten Schüler*innen und ihre Lebenssituationen. Es muss darum gehen, den Jugendlichen die nötige Anerkennung zu verschaffen. „Das heißt für die Schule als zentrale Institution zur Verteilung von Lebenschancen, nach Stärken der Jugendlichen zu suchen, statt nach Schwächen zu fahnden. Für die Familie bedeutet dies, Liebe und Empathie als Anerkennungsquelle zu intensivieren, anstatt Missachtung als Machtinstrument einzusetzen. Und in der Gruppe von Gleichaltrigen wäre das Zugehörigkeitsgefühl wechselseitig zu verstärken, anstatt machtorientierte informelle Hierarchien auszuspielen“ (S. 270). Das wäre der beste Weg der Gewaltprävention.

Prof. i. R. Dr. Lothar Mikos

3.

Hermann Rotermond:

Nach dem Rundfunk. Die Transformation eines Massenmediums zum Online-Medium. Köln 2021: Herbert von Halem. 380 Seiten, 32,00 Euro

Transformation des Rundfunks

Der öffentlich-rechtliche Rundfunk ist immer wieder Gegenstand kritischer Betrachtung. Dabei geht es dann häufig um die Finanzierung durch die Rundfunkgebühr, die Strukturen der Sender, die Programme sowie um das Verhältnis von linearer zu nonlinearer Programmierung.

Das liegt auch daran, dass sich die Medienlandschaft um den öffentlich-rechtlichen Rundfunk herum stark verändert hat. So stellt Rotermond auch fest: „Die Digitalisierung des Fernsehens ist keine medieneigene Entwicklung, sondern ein globaler Prozess, der ein traditionelles Medium nach dem anderen erreicht und dort zum Teil dramatische Veränderungen angestoßen hat – erst in der Druckbranche, dann im Radio und Fernsehen“ (S. 98). Dieser globalen Entwicklung muss sich der öffentlich-rechtliche Rundfunk anpassen, sei es auf technischer, politisch-regulatorischer, organisatorischer und programmlicher Ebene. Der Autor sieht dabei auch die Politik in der Verantwortung, denn „die deutsche Medienpolitik hat die Probleme der Rundfunkzukunft noch nicht gelöst“ (S. 348). Die Lösungen, die der Autor auf den letzten zehn Seiten des Buches anbietet, sind nicht neu und muten teilweise etwas wirklichkeitsfremd an. Aber der Reihe nach. Das Buch gliedert sich in fünf Abschnitte. Im ersten setzt sich Rotermond auf über 100 Seiten mit dem Medienwandel auseinander. Wer in diesem Kapitel eine Systematik sucht, wird enttäuscht. Der Autor wirft eher Schlaglichter auf bestimmte Bereiche, die ihm selbst wichtig erscheinen. Hier eine kleine Sammlung der Themen: Mythen, Mediennostalgie, technische Medien seit 1800, vierte Gewalt, Bertolt Brecht, Rundfunkwissenschaft, öffentliche Meinung usw. In einem längeren Abschnitt kritisiert er aus einer systemtheoretischen Perspektive die Öffentlichkeitstheorie des Sozialphilosophen Jürgen Habermas, deren Annahmen in vielen Diskussionen zum öffentlich-rechtlichen Rundfunk eine Rolle spielten und auch für regulatorische Eingriffe und manche Gerichtsurteile zum Rundfunk zentral waren. Rotermond stellt bereits die historischen Grundannahmen der Theorie infrage, sieht aber in jüngeren Arbeiten von Habermas eine Entwicklung, z.B., dass er „die Existenz pluraler Öffentlichkeiten“ anerkenne (S. 58) und dass er „sieht, dass die vertikalen Kommunikationsströme der Massenmedien zunehmend an Bedeutung gegenüber der horizontalen Kommunikation im digitalen Netz verlieren“ (S. 61). Der Autor versteht im Zuge der Digitalisierung die Öffentlichkeit selbst als „Netzwerkeffekt“ (S. 127). Aus den verschiedenen Beobachtungen des Medienwandels leitet er den Vorrang des Digitalen ab und schreibt: „Eine Online-first-Strategie ist ohne den grundlegenden Umbau der jetzigen Rundfunkanstalten nicht denkbar“ (S. 130). Wie dieser Umbau aussehen sollte, bleibt dann doch recht unbestimmt. In weiteren Abschnitten setzt sich der Autor ausführlich mit der Regulierung und der Organisation des Rundfunks auseinander und geht hier mit Politikern, Richtern und Senderverantwortlichen ins Gericht. Sie seien in alten Denkmustern verhaftet und würden so die aktuelle Entwicklung der Digitalisierung ebenso wenig verstehen wie die Eigenschaften des Rundfunks. Um nur ein Beispiel zu nennen: Es werde immer davon ausgegangen,